

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

Fortsetzung der vermischten Erzählungen und Aufsätze

Morgen die Trümmer des Schiffs, und die Reichname von drei Franzosen und von siebenzig Seevätern schwimmen sah: ein Beweis, daß die heroische That des tapfern Wiffen ihre volle Wirkung gehabt habe.

Der tapferer Tremontin wurde bei seiner Rückkehr nach Frankreich zum Ritter der Ehrenlegion und zum Schiffsführer ernannt; die vier Matrosen erhielten ebenfalls Belohnungen. Zum Andenken Wiffen's wird ein Monument errichtet, und seine Schwester, weil die Eltern nicht mehr leben, erhielt eine Pension von 1500 Fr.

#### Nachschrift vom 1sten August.

Seit meiner Uebersicht vom 1sten Juli sind die Begebenheiten mächtig voran geschritten. In der Türkei werden nun bald die Russen auch im freien Felde Widerstand antreffen, den sie bisher nur an den Wällen der Festungen längs der Donau gefunden hatten. Die feindlichen Heere sind nicht weit mehr von einander entfernt, und ihr Zusammentreffen wird einen heftigen Stoß verursachen.

Wenn man die ungeheuren Streitkräfte bedenkt, welche Rußland in diesem Kriege aufbietet, dessen weitumfassenden Operationsplan, der über Europa und Asien, über Land und See sich erstreckt, so wird man zu allerlei Aushmählungen verleitet; und so großes Vertrauen auch die bekannte Mäßigung des Kaisers Nikolaus einflößt, ist es doch schwer zu glauben, daß so riesenmäßige Anstrengungen nicht ein riesenmäßiges Vorhaben zum Antrieb haben, oder, um weniger hochtrabend zu sprechen, daß ein solcher Krieg der Gänze willen geschieht. Freilich hat der russische Kaiser mehrmals erklärt, er wolle keine Eroberungen machen, sein Reich sey ihm weit genug ausgedehnt. Schon recht! Wenn er aber, wie er's keineswegs verhehlt, und auch die Mittel dazu anwendet, sich Konstantinopel bemächtigt, wird er das Sprichwort Lügen strafen, das sagt: was gut zu nehmen ist, ist auch gut zu behalten?

Das Klima von Konstantinopel ist so schön, im Gegenheil das von Petersburg so rauh, wer würde also nicht lieber seinen Winterpaß am Bosporus haben, als an den eisigen Ufern der Neva. Ueberdies thut die Schiffahrt auf dem schwarzen Meere Rußland so Noth, es ist so un bequem, dem türkischen Kaiser die Erlaubniß dazu begehren zu müssen, daß

man's einem nicht verdenken kann, wenn man, weil doch die Gelegenheit sich darbietet, sich ein für alle Mal in den Stand setzt, eine solche Erlaubniß zu ertheilen. Ueberdies kostet dieser Krieg ungeheures Geld, man hat also auch ein gegündertes Recht auf hinlängliche Entschädigung, u. s. w. O! dem sechs-mal hunderttausend Streiter zu Gehote stehen, der hat immer gute Gründe anzuführen, dafür ist dem hinkenden Vorn gar nicht bang.

Nur eine kleine Schwierigkeit ist bei der Sache: der türkische Kaiser, der nun einmal an Konstantinopel gewohnt ist, scheint keine große Lust zu haben, dasselbe abzutreten; dann gibt es noch Andere, die ebenfalls einer schönen Anzahl von Streichern zu befehlen haben, denen die alte Kaiserstadt des Orients auch in die Augen sticht. — Doch lassen wir das auf sich beruhen, und warten wie die Ereignisse ab. Der hinkende Vorn will jetzt nicht Propheet, sondern bloß Geschichtschreiber seyn.

Kehren wir nach Frankreich zurück. Hier scheint man endlich für die Griechen ein Wehretes thun zu wollen, als bloße Blokaden und Kreuzfahrten zur See, womit nichts ausgerichtet wird.

Man spricht im Augenblick von 17 000 Mann, die man nach Morea übersetzen will, um den widerpenstigen Ibrahim mit seinen Arabern und Renegaten daraus zu vertreiben. Ich rathe ihm, diese nicht abzuwarten; wartet er sie aber ab, so wird er den Unterschied fühlen zwischen wohlgeleiteten und wohlgeleiteten Franzosen, und zwischen Griechen, die so tapfer sie sind, dennoch den Krieg nur als Parteigänger zu führen wissen.

In Portugal war der Kampf zwischen den Konstitutions-Befreiheten und den Miguelisten von kurzer Dauer. Faum sind diese in's Feld gezogen, als erstere aneinander gesprengt wurden, und zwar so nachdrücklich, daß von ihnen gar keine Rede mehr ist. Dieß beweiset doch wohl, daß sie in der Nation keine Stütze hatten, und daß die Portugiesen überhaupt der zu Rio-Janeiro geschmiedeten Ehorte nicht hold sind. Auch waren kaum die drei Stände der Cortes zusammenberufen, als sie einstimmig den Infanten Don Miguel, den alten Grundgesetz des Reichs gemäß, zum König ausrufen. Doch ist dieser neue Souverän, den man hier und da Muratoro schilt, von den Mächten Europa's noch nicht erkannt, und die fremden Gesandten haben alle, mit Ausnahme des nordamerikanischen, Lissabon verlas-

sen. Da es für einen Kalendermacher, selbst für den Straßburger hinkenden Boten, sich nicht schickt, zur Anerkennung Don Miguel's I den

ersten Schritt zu thun, wollen wir dieses Jahr in dem Verzeichniß der Souveräne den Portugiesen übergehen.

## Fortsetzung der vermischten Erzählungen und Aufsätze.

### Biographie einer Gistmischerin.

In Bremen wurde im März 1828 eine Frau in Kriminal-Untersuchung gezogen, woraus folgende ihren Lebenslauf betreffende Einzelheiten hervorgehen: Gesina Zimm wurde frühe an einen wohlhabenden Handwerker verheiratet, und lebte, da auch sie von demittelten Eltern stammte, in hinreichendem Wohlstande. Sie führte mit ihrem Gatten, obwohl er roh war, eine dem Anscheine nach leidliche Ehe und wurde Mutter von mehreren Kindern, von denen einige frühe starben. Der böse Keim aber wollte ihr konvergen, daß sie gegen die Halbdingen anderer Männer nicht gleichgültig sey; ihre Schönheit und einnehmende Liebenswürdigkeit indessen entzückten lange solche und ähnliche Gerüchte. Doch konnte es nicht verborgen bleiben, daß ein junger Mann, welcher einige Zimmer ihres Hauses bewohnte, ihr begünstigter Liebhaber war. Dieß sträfliche Verhältniß ward oft Anlaß zum Zwiespalt zwischen dem Ehegatten. Da starb plötzlich ihr Gatte, und es ergab sich bald, daß die Vermögensumstände ziemlich zerrüttet waren. Gesina's alter Vater, ein redlicher Mann, lebte noch und erklärte sich willig, die vorhandenen Schulden zu bezahlen, doch unter der Bedingung, daß seinem einzigen Sohne, welcher noch auf der Wanderschaft war, Gesina's Haus verschrieben werden sollte. Sie genehmigte dieß, doch als alles berichtet war, starb auch ihr alter Vater. Da schrieb sie ihrem einsamen Bruder: er möge kommen und sein Erbe annehmen. Er kam nach kurzer Zeit, wurde freundlich von der einzigen Schwester aufgenommen, und — war kaum drei Tage unter ihrem Dach, als auch ihn der Tod weggriff. Noch in demselben Jahre verlor sie ihre drei Kinder, und wurde nun ein Gegenstand des allgemeinen Bedauerns. Wohl badete sie sich in Thränen, ertrug indess mit bewundernswürdiger Stärke das schwere Verhängnis, und ward bald die verlobte Frau des früher erwähnten jungen Mannes. Mit der Verbindung selbst ward gezogen, der Bräutigam erkrankte

und suchte bald sichtlich dem Grabe zu. Umstände erheischen es indessen, um Gesina's Ehre wenigstens scheinbar zu retten, daß die Trauung vollzogen werde, obgleich der Bräutigam schon halb eine Beute des Todes war. Als daher eine drohende Krisis eintrat, ließ Gesina einst noch gegen Mitternacht den Geistlichen und einige Nachbarn rufen, welche nicht wenig erstaunt waren, so spät noch zur Hochzeit geladen zu werden. Sie wurden getraut; einige Stunden nach der Zeremonie verstarb der Neuvvermählte. Dieser seltsame Vorfall erregte neues Aufsehen und schenkte nun vollends die Ehrliebenden ihres Geschlechtes von Gesina zurück. Die nun mehr als je Alleinlebende besetzte bald auch den Schmerz über diesen Verlust. Ungeachtet ihr Ruf sehr gesunken war, fehlte es doch auch nicht an Stimmen, welche ihr fortwährend das Zeugniß einer unermüdelichen Wohlthäterin der Armen gaben. Selbst achtbare Aerzte rühmten sie nun als eine milde Pflegerin armer Kranken, denen sie unangefordert erquickende Suppen bereitere, und, wenn sie ihr nahe wohnten, selbst brachte. Verschiedentlich wollte dagegen zwar auch verlauten, daß die Kranken nach ihren Suppen meistens noch kränker geworden, ja oft sogar gestorben seyen, doch wer hätte solche Aeußerungen nicht gern für allzu hämische Seitenblicke des Neides gehalten, und daraus lieber den so oft bewährten Schluß gezogen: daß, wo Einmal ein gerechter Vorwurf haften, die eifrigerische Hochheit ein Privilegium zu haben glaube, die schwärzesten Beschuldigungen hinzusetzen zu dürfen. Allem Gerüchte zum Trost, war Gesina jedoch nicht lange zum zweiten Mal Wittwe, als sich auf's neue ein unladelhafter Mann um sie bewarb, und bald öffentlich mit ihr verlobt ward. Aber kaum war der Hochzeitstag festgesetzt, als auch dieser zu tränkeln begann, und nach nicht gar langer Zeit an einer zehrenden Krankheit verschied. Dieser Todesfall gab bereit halberloschenen Gerüchten neue Nahrung, und der Aberglaube behauptete: Gesina habe einen vergifteten Uthem, weil Alles, was mit ihr in nähere

Berührung komme, ja mit ihr unter einem Dache wohne, sterben müsse. In der That war es ihr schon länger schwer geworden, den obern Stock ihres Hauses zu vermieten, weil auch von ihren Mitbewohnern verschiedene unerwartet gestorben waren, und (zur Vermehrung des Schreckens, welchen ihr Name verbreitete) endlich gar die Sage gieng, es spucke in ihrer Wohnung. Alles dieses schien jedoch die räthselhafte Frau nicht zu irren, sie blieb stets die freundliche, zuvorkommende, überaus gefällige Frau, deren Körperreiz und einnehmendes Wesen ihr stets Freunde erhielt. Besonders wußte sie Männer anzuziehen und so zu fesseln, daß sie nach kaum einem Jahre zum vierten Mal und zwar mit einem wenigstens sechs Jahr jüngern Mann verlobt war. Doch, schreckliches grau uerregendes Verhängniß! auch diesen berührte, bald nach dem Verlöbniß, die eiserne Hand des Todes. Er zehrte allmählig ab, wurde von ihr auf's Zärtlichste gepflegt und — sank den andern nach in's Grab. Er hatte ihr einen bedeutenden Theil seines Vermögens vermacht, und wie er sie geliebt und verehrt, beweisen die einfachen, früher in Bezug auf sie ausgesprochenen Worte: „sie ist für diese Welt zu gut.“ Gesina wurde indessen jetzt nach mehr gemieden und fast gefürchtet; es schien als ob nach diesem letzten Vorfall kein Bewerber ihr mehr zu nahen wage. Sie selbst schien ein zurückgezogenes Leben gewählt zu haben, und es vergingen Jahre, ohne daß man irgend etwas Auffallendes von ihr gehört hatte. Kam noch irgendwo die Rede auf die seltsame Frau, so zuckten die, welche gern das Aergste glaubten, bedeutend die Achseln, Andere, menschenfreundlicher Gesinnte, meinten: mehr unglückseliges, verhängnißvolles Zusammentreffen von Umständen, als Schuld, habe sie in zweideutigen Ruf gebracht. So urtheilt der kurzichtige Mensch, bis die göttliche Langmuth ermüdet und plötzlich den Schleier von lange verhüllten Hölle-Thaten wegzieht. — Gesina's Wohnung war für sie allein zu groß, und da ihre obern Zimmer oft leer standen, so entschloß sie sich endlich, ihr Haus zu verkaufen, jedoch unter der Bedingung, einige Zimmer für sich darin zu behalten. Der neue Hausbesitzer zog bei ihr ein. Ein halbes Jahr nachher starb ihm die Gattin, und sie übernahm es nun, für seinen Tisch zu sorgen. Sie war überhaupt gegen den noch jungen, hübschen Mann, wie immer, höchst zuvorkommend: fand aber bei dem etwas eigenen, von Natur misstrauischen

Mann, keine Erwidrerung, sondern abschreckende Zurückhaltung. Dennoch blieb sie es die Wohlwollende, Hülfreiche, und redete ihrem Hausgenossen, der anfang oft über Unwohlseyn zu klagen, die Todesgedanken aus. Doch konnte dieser Mann kein Vertrauen zu ihr gewinnen, und es war ihm sogar oft zuwider, die von ihr selbst bereiteten Speisen zu genießen, ohne daß er sich diesen Widerwillen erklären konnte. Eines Mittags blieb ihm von einem Stück Schweinefleisch ein Rest übrig, den er für sich als Frühstück aufzubewahren hat für den nächsten Morgen. Als er es am andern Tag essen wollte, bemerkte er, daß eine weißliche Masse auf der einen Seite als Ueberzug war. Dieß fiel ihm auf, und er zeigte es einem Bekannten, welcher ihm rath, den Arzt darüber zu fragen. Dieser kam, erkannte augenblicklich, daß jene Substanz Arsenik enthalte, und gab den Vorfall im Stillen bei der Polizeibehörde an. Gesina's Verhaftung war die Folge. Sie war außer sich und verlor alle Fassung. Schon die ersten Verhöre ergaben, daß sie mit sogenannter Mäusebutter ihren Mitbewohner habe vergiften wollen, und ihm schon öfters dergleichen eingegeben habe. Spätere Geständnisse sollten es auf'r Zweifel setzen, daß sie der schleichende Würangel gewesen, der so Vielen, welche ihr heiligstes Vertrauen diesem Ungeheuer schenkten, durch Gift das Leben geraubt habe. Mit grauenregender Konsequenz ist sie dabei zu Werke gegangen, und es ist ihr schrecklich gelungen, durch die raffinirteste Huchelei in Worten und durch Thaten der Wohlthätigkeit, so Viele zu täuschen. Die Missethäterin, die täglich verhört wurde, harrete im Gefängniß dem Richterspruch entgegen, der, ohne Zweifel so beispielloser Schandthaten angemesen, jetzt über sie entschieden haben wird.

### Der Stein der Weisen.

(Eine wahre Begebenheit.)

Der verehrliche Leser hat gewiß auch schon vom Stein der Weisen gehört, womit man aus unedeln Metallen, als Blei, Eisen, u. d. g. Gold machen kann. Nicht wahr, das wäre eine Kunst, die sich hören ließe, und die man heutzutage gut brauchen könnte? Darum haben aber auch viele hochgelehrte Männer sich zu Narren, viele Reiche zu Bettlern über den Forschungen nach diesem Naturgeheimnisse ge-

macht. Manche listige Gauner, unter andern Cagliostro, dessen sich noch Einige erinnern werden, haben vorgegeben, sie besäßen das seltene Geheimniß: es war aber eitel Gauckelei, die sie den Leichtgläubigen vormachten um sie zu pressen. Man war endlich überzeugt, der Stein der Weisen sey eines jener Hirngespinnste, wie der fliegende Lindwurm, des Fortunatus Wunschhütel, die Kunst sich unsichtbar zu machen, und dergleichen.

Doch auf einmal, wo man es am wenigsten vermuthete, kam er zum Vorschein. Laßt Euch's erzählen. Damit das Ding besser im Gedächtniß bleibe, hab' ich es in Reimen gefaßt.

Wad sollt Ihr das blaue Wunder fennen,  
Wie der unerhörte Fund sich that;  
Will Euch auch die hehren Männer nennen,  
Die ein solches Glück gekrönt hat.

Auf des Rheines elsässcher Seite  
Liegt ein Dorf — mehr sag' ich nicht davon,  
Dass ich mit dem Finger nicht drauf deute —  
Dort fand Habsucht den gerechten Lohn.

Jüngst starb dort der Pfarr, von hohen Jahren,  
Ein Mann Gottes, der sein Gut und Hab'  
— Wie bei Lebzeit Mancher schon erfahren —  
Durch ein Testament den Armen gab.

Seht, des Friedensrichters Siegelträger,  
Ein Herr Substitut und ein Notar,  
Dann der alte Vogt als Gegenläger;  
Weiß nicht wer auch noch der Fünfte war;

Kommen schnell den Willen zu vollstrecken  
Des Verbitä'nen zur bestimmten Stund,  
Nicht zu säumen laßt man früh sich weden,  
Denn ein solch Geschäft, das ist ein Fund.

Bücher und das nöthig' Hausgeräthe  
Wer zuerst was in die Augen fiel,  
Kochgeschirr, Tisch, Stuhl' und Bette,  
Kleider dann, — im Ganzen war's nicht viel.

Nach noch fand man im verschloß'nen Kasten  
Hundert Thaler Spargeld für die Noth;  
Um das mag es sich wohl ruhig raffen,  
Wieder nicht hinterließ der Himmelsboß.

„Wie! schreit Herr Scribent, wie laßt sich paaren?“

„Wie! kein Pfaffengold im Pfaffenhaus?“

„Zucht, greift mit den Händen nach den Haaren:  
„Bei Gott! schwör' ich's, Pfaffengold muß h'raus.“

„Triff! durchwühl'et die geheimsten Orte,  
„Wo versteckt der goldne Schatz sich schmiegt.“

„Daher! — gebt die Schlüssel hier zur Pforte:  
„Hier ist's, wo der rechte Diamant liegt.“

„Hier erbricht die wohlverschloß'ne Kiste,  
„Darin liegt er sicher, wie es scheint.“

„Ha, wir kommen hinter eure Lüste,  
„Nicht so dumm sind wir, wie Mancher meint.“

„Nicht so dumm sind wir, wie Mancher meint.“

Wie das Raup'geschmeiß den Baum entlaubet,  
Der des Gartens schönste Zierde stand,  
Schneller nur, wird alles ausgelaubet  
Was einst sorgsam barg die fleiß'ge Hand.

Plötzlich ruft der Sucher: „Ha, gefunden!“

Und ergreift mit gierig froher Hast  
Ein Paket, geheimnißvoll umwunden:

„Hab' ich nun den Pfaffenschatz gefaßt!“

„Halt! laß sehn die wohlversorgten Waaren;  
„D für wahr! ich wette, hier steckt Gold.“

„Lasset uns dasselbe wohl verwahren,  
„Es verbürget unsrer Mühe Sold.“

Doch, nachdem die erste Hig' verschwunden,  
Und man Schnur, Papier und Siegel brach,  
Welcher Schatz fand sich da eingebunden? —  
Blos ein — Stein aus dem nicht fernem Bach.

Tag und Stund war schriftlich auch erläutert  
Wo dem Pfarr er durch das Fenster sog;  
Him von einem Bshewicht geschleudert,  
Nachts, als ihm sein schwarz Gewissen log.

Und deßhalb zum ew'gen Angedenken,  
Heßend blos auf Pflicht und Amt den Blick,  
Barg er sich den Stein in tiefen Schränken,  
Warf er ihn nicht wieder auch zurück.

Dies der Stein, den dort die Nasen-Weisen  
Fanden; das ist nun der goldne Lohn;  
Ja, gewiß wird sie nun schmerzlich beissen  
Der mit vollem Recht verdiente Hohn.

Wieder auf den Stein der Weisen zu kom-  
men; laßt uns einmal annehmen, er sey wirk-  
lich vorhanden: was würde daraus erfolgen?  
— Des Goldmachens wäre kein Ende, die  
Goldmacher arbeiteten so fleißig drauf los, daß  
in kurzem das Gold so gemein wäre wie Mist,  
und dann hätte es keinen Werth mehr. Die  
Alten haben über diesen Gegenstand eine Fabel  
ersonnen voll tiefen Sinnes: Ein gewisser Kö-  
nig Midas, der bei den Göttern in Gunst stand,  
wollte ihre hohe Protektion so gut benutzen,  
daß er sie in Zukunft entbehren könne; er bat,  
sie möchten ihm die Eigenschaft ertheilen, alles  
in Gold zu verwandeln was er berühren würde.  
Du eitler Thor! dachten die Götter, du wirst  
es bald genug bereuen. Sie gewährten ihm die  
unbeabsichtigte Bitte, und Midas starb in wenig  
Tagen vor Hunger und Durst, denn alles was  
er berührte, also auch Speise und Trank, ver-  
wandelte: sich in Gold.

Ein reines, edles Metall ist das Gold aller-  
dings, aber auch Eisen ist ein edles Metal und  
noch unentbehrlicher als Gold; denn machet  
einmal Messer und Säbel und Sensen aus  
Gold und sehet wie sie schneiden.

Ein reines, edles Metall ist das Gold aller-  
dings, aber auch Eisen ist ein edles Metal und  
noch unentbehrlicher als Gold; denn machet  
einmal Messer und Säbel und Sensen aus  
Gold und sehet wie sie schneiden.

Ein reines, edles Metall ist das Gold aller-  
dings, aber auch Eisen ist ein edles Metal und  
noch unentbehrlicher als Gold; denn machet  
einmal Messer und Säbel und Sensen aus  
Gold und sehet wie sie schneiden.

Ein reines, edles Metall ist das Gold aller-  
dings, aber auch Eisen ist ein edles Metal und  
noch unentbehrlicher als Gold; denn machet  
einmal Messer und Säbel und Sensen aus  
Gold und sehet wie sie schneiden.

Ein reines, edles Metall ist das Gold aller-  
dings, aber auch Eisen ist ein edles Metal und  
noch unentbehrlicher als Gold; denn machet  
einmal Messer und Säbel und Sensen aus  
Gold und sehet wie sie schneiden.

Ein reines, edles Metall ist das Gold aller-  
dings, aber auch Eisen ist ein edles Metal und  
noch unentbehrlicher als Gold; denn machet  
einmal Messer und Säbel und Sensen aus  
Gold und sehet wie sie schneiden.

Ein reines, edles Metall ist das Gold aller-  
dings, aber auch Eisen ist ein edles Metal und  
noch unentbehrlicher als Gold; denn machet  
einmal Messer und Säbel und Sensen aus  
Gold und sehet wie sie schneiden.

Weil der hinkende Bote nun einmal in's Moralisiren gerathen ist, so will er nicht halbwegs stehen bleiben, und den Gegenstand ganz erschöpfen.

Wenn es doch nur Geld regnete, daß Jeder davon auffassen könne so viel er verlangt! Dieß ein Wunsch, der schon Manchem durch den Sinn gefahren seyn mag. Wohlan, ich hinkender Bote lasse aus selbsteigener wettermacherischer Gewalt Geld regnen sechs Wochen lang, und zwar keine lumpige Groschen aus Glockenspeiß, sondern lauter glänzende vollwichtige Dablonen, und Thaler und silberne Münze für die kleinern Ausgaben; ich setze mich dabei in einen Winkel, und schaue zu wie die närrischen Geschöpfe, die man Menschen heißt, darüber herfallen, Reich wie Arm, Alt wie Jung, Sieche und Krüppel, Arbeitsame und Tagelöhne; keiner säumt sich, rafft auf nach Herzenslust, und trägt leuchtend nach Hause die süße Last. Jetzt ist ein Jeder reich genug; gute Nacht Scheere, Pflume, Hammer, Feil' und Säge! jetzt wollen wir's gelten lassen, juchhe! Sie laufen in's Wirthhaus: „Wirth, Wein her, und Braten und Schinken und Pasteten, was Zeug hält!“ — Der Wirth war aber auch nicht müßig gewesen beim Geldsammeln; er hats im Trocknen und sagt den Gästen: „Schert euch fort zum Henker, ich bin lang genug Wirth gewesen, jetzt will ich selber Gast seyn. Andere möchten ihre Lumpen umtauschen gegen schöne Kleider, damit sie mit ihren Dablonen auch Wind machen können, wie die reichen Leute; da ist aber kein Schneider, kein Schuster mehr zu finden, der ihnen das Maß nehmen wolle. So geht's fort durch alle Handwerke, und bald müssen die geldbeladenen Menschen vor lauter Reichthum nackt in den Wäldern herumlaufen wie die Wilden, und Eicheln fressen statt Brod.“

Seyd fleißig und sparsam, so besizet ihr den echten Stein der Weisen; alles Uebrige ist Larifari.

### Der Gehülfe des kleinen Savoiarden.

(Sür Naturgeschichte des Hundes).

Vor dem Hotel de Nivernais stand immer ein kleiner Schuhputzer, der einen großen, schwarzen Pudel hatte. Das Talent des Pudels, seinem Herrn Arbeit zu verschaffen, war einzig in seiner Art.

Er trat nämlich mit seinen zottigen Pfoten

irgendwo in den Roth, und setzte sie dann dem ersten besten, der vorbei gieng, auf die Schuhe. Der kleine Savoiard war gleich bei der Hand, den Schaden zu verbessern, rückte den Schemel vor und rief: „Herr, den Schuh da putzen!“

So lange dieser nun beschäftigt war, saß der Pudel ganz friedlich neben ihm. Wozu hätte er auch sollen einem andern das Fußwerk besudeln. Sobald aber der Schemel wieder leer war, sieng das kleine Spiel wieder an, und es fehlte nicht an Kunden.

Die Geschicklichkeit des Pudels, die Fertigkeit seines jungen Gebieters, der sich allen Domsitten im Hotel gefällig bewies, gaben einem wie dem andern im Hof und in der Küche eine nützliche Zesebrilität, die sich endlich von Mund zu Mund bis in den Saal des Hotels erhob.

Ein angesehenener Engländer war da. Er wollte den Herrn und den Hund sehen; man ließ sie heraufkommen. Der Britte verliebt sich in den Pudel; will das Thier kaufen, bietet zehn und funfzehn Louisd'or. Funfzehn Louisd'or fuhren den Knaben in Versuchung, der ohnehin von den anwesenden Herrschaften ganz geblendet ist. Der Hund wird verkauft, abgeliefert, angebunden, folgenden Tags in den Postwagen gebracht; nach Calais geführt, eingeschiffte und nach London gebracht.

Der kleine Savoiard beweinte den Verlust des Freundes und machte sich in seinem Gewissen bittere Vorwürfe.

Aber, o Freude über Freude! — am funfzehnten Tage kommt der gute Pudel vor dem Hotel de Nivernais wieder an, mit Pfoten, lothiger denn jemals, und die vorbeiwandelnden Schuhe besser bekorkend, nach altgewohnter Praxis, denn je.

Ohne Zweifel hatte er bei der Entführung bemerkt; daß sich sein Wagen von Paris in einer gewissen Richtung entfernte; dann das Paketboot; dann wie ein anderer Wagen ihn von Dover nach London nahm.

Sobald er in London frei ward, lief er nach Dover zurück. Hier fand er vermuthlich sein Paketboot wieder, oder er wartete dessen Ankunft ab, schiffte sich mit ein, kam nach Calais, fand hier vielleicht die gleiche Postkutsche die nach Paris gieng, woher sie gekommen war und fand sich so zu seinem Lager wieder zurück. Und sein Lager war bei seinem jungen Gebieter.

### Belohnte Großmuth.

Die französische Armee und ihre Wirten waren in vollem Rückzuge aus Rußland begriffen; die größte Unordnung herrschte, und Hunger und Kälte richteten in dem Heere mehr Verwüstung an, als der verfolgende Feind. Während dieser schrecklichen Verwirrung kamen mehrere bayerische Soldaten an einer erlöschenden Feuerstätte Trüber, wo vergebens ein junger Mensch, den sie an den Resten seiner Uniform für einen der Ihrigen erkannten, das Feuer anzufachen versuchte; ein neben ihm liegender Kamerad hatte seine Leiden schon vollendet.

„Komm mit uns,“ rief ihm einer der vorüberziehenden Baiern zu, „komm mit uns, sonst gehet es dir wie deinem Kameraden.“ — „Gerne würde ich mit Euch gehen,“ antwortete der junge Krieger, „aber ich kann nicht mehr, meine Füße sind erfroren.“ — „Ei, was macht das,“ antwortete mit guterziger Rauheit der Soldat, „du mußt nur den Muth nicht verlieren, vielleicht bist du noch zu retten.“ Seine Kameraden, nicht so guterzig als er, machten ihm Vorwürfe darüber, daß er sich mit einem Menschen aufhalte, der schon so viel als todt anzunehmen sey; er achtete aber nicht darauf, sondern bot dem Entkräfteten seinen Arm, hob ihn auf und erquickte ihn, so gut es seine eigenen Umstände zuließen. Der junge Mensch wankte an dem Arme seines Reiters nach, aber freilich viel langsamer als die andern noch rüstigern Soldaten, welche endlich des langsamen Marsches überdrüssig wurden, und beide ihrem Schicksale überließen. Der junge Mensch bat seinen Retter zu wiederholten Malen, sich zu retten und auf seine eigene Erhaltung zu denken, aber vergebens; der brave Bauer wollte seinen Schützling nicht aufgeben, die übernommene Last vermehrte seine Energie den dringendsten Gefahren und den herumstreifenden Kosaken wußte er zu entgehen, sich und seinem Freunde, wiewohl spärliche, Nahrungsmittel zu verschaffen zu Erhaltung ihrer Kräfte, und nach einem langen beschwerlichen Marsche, wo er manchmal, wenn Eile Noth that, seinen Kameraden auf den Schultern tragen mußte, erreichten sie endlich die sichere Grenze. Hier trennten sie sich, weil der wackere Bauer Kräfte genug in sich fühlte, den Weg fortzusetzen, sein Schützling aber sich erst noch erholen wollte, und gutmüthig theilte der Soldat seinen Beutel mit seinem von Geld ganz entblühten Unglücks-Gefährten. Hier erst war

es, daß sie sich um ihre Namen fragten; früher beschäftigten sie ihre Rettungssorgen zu sehr, darauf zu denken. Der Retter hieß Friedrich<sup>\*\*\*</sup> und war Sohn eines Bauers von<sup>\*\*\*</sup>; der Gerettete aber verschwieg seinen Namen — warum? das wird sich vielleicht aus dem Verfolg der Geschichte ergeben.

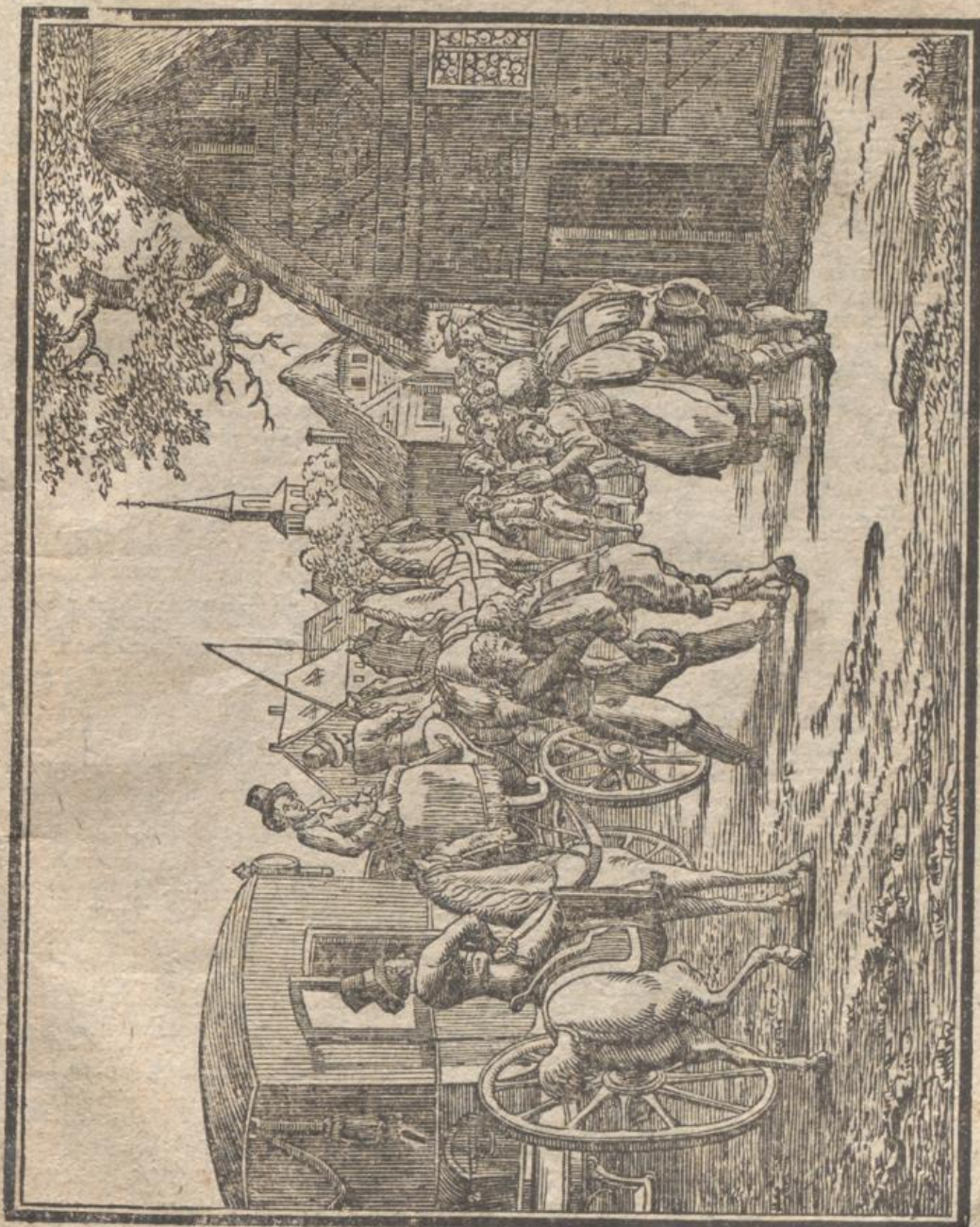
Beide kamen endlich wieder in ihr Vaterland. Friedrich erhielt seinen ehelichen Abschied, und kehrte in den Schoor der Seinigen zurück. Hier vertauschte er das Schwert mit dem Pflug, und half seinem Vater das Feld bearbeiten. Manche Ruhestunde wurde der Erzählung seiner Schicksale und der andern Begebenheiten dieses furchtbaren Kriegs gewidmet, aber niemals erwähnte er auch nur mit einer Sylbe seiner edelmüthigen Handlung.

So verfloß etwa ein Jahr, und der Retter erfuhr nichts mehr von seinem Kameraden, den er einem gewissen Tode entrisen hatte. Was mag aus ihm geworden seyn? Wo wird er sich aufhalten? dachte er oft.

An einem Sonntage Vormittags fuhr eine mit vier Pferden bespannte und mit mehreren Bedienten zu Pferde umgebene Kutsche in das Dorf, in welchem Friedrich wohnte, und die Bedienten fragten nach dem Hause, das man ihnen anzeigte. Die Ankunft einer so prächtigen Equipage in diesem von der Landstraße abgelegenen Dorfe war eine so merkwürdige Begebenheit, daß Alt und Jung zusammenlief. Friedrich selbst erstaunte mit, kam mit seinen Eltern vor die Hausthüre; aber noch mehr erstaunte er, als der darin sitzende junge Mann, bedeckt mit Sternen und Kreuzen, aus dem Wagen sprang, Friedrich um den Hals fiel, und er in ihm den geretteten Kameraden erkannte. Er war ein reicher Graf, von einer der angesehensten Familien Baierns, dessen Namen ich nicht verrathen will, weil er noch am Leben ist. Friedrich wollte sich beschämt der Umarmung des Grafen entziehen, aber dieser drückte ihn fester an sich, und nannte ihn laut seinen Retter, seinen Freund, seinen Bruder. Die alten Eltern Friedrichs weinten vor Freude, und manchem der Zuschauer wurden die Augen feucht. Friedrich und der Graf waren auf das innigste gerührt, und lange konnten sie keine Worte finden, um ihre gegenseitige Freude auszudrücken.

Der Graf wollte Friedrich mit sich nehmen, und ihn als seinen besten Freund bei sich behalten; aber Friedrich liebte das Landleben und die Arbeitsamkeit, und haßte eine träge

er  
r,  
er  
er-  
er-  
d,  
cf.  
g.  
n.  
ei-  
en  
ie-  
be  
er  
n,  
re.  
ird  
ine  
ren  
as  
die  
an  
ri-  
ge  
en-  
mit  
och  
nge  
aus  
als  
den  
mer  
Na-  
am  
der  
efer  
aut  
der.  
reus-  
die  
ren  
sten  
tigit  
nen,  
be-  
eben  
träge



Ruhe; auch hielt ihn noch etwas anders in seinem Dorfe fest, deswogen lehnte er den Antrag des Grafen ab. Dieser wollte seine Dankbarkeit auf jede Weise zeigen, und fand endlich den Ausweg, daß er ein schönes Bauerngut kaufte, und es Friedrichen als Eigenthum übergab.

Friedrich war nun ganz glücklich, denn höher als auf ein Bauerngut stiegen seine Wünsche nicht. Dieser Besitz setzte ihn nun in Stand, um die Hand der schönen Tochter des reichen Schulzen zu werben, auf die er, obwohl sie einander im Stillen liebten, in seinen frühern etwas dürftigen Umständen keinen Anspruch hätte machen dürfen.

### Hülfe in großer Noth.

In der verhängnißvollen Nacht vom 14ten auf den 15ten Januar lebhin stieg das Wasser der Werra plötzlich so hoch, daß, als der Müller von Fr. am Morgen erwachte, das Haus mitten in einem großen See stand. Furchtbar tobten die Wellen gegen das Haus, aber es stand sicher auf festem Grund, und ruhig schauten der Müller und seine Ehefrau, abgeschritten von der ganzen Welt, hinaus in die Fluthen. Sie hatten Lebensmittel auf lange Zeit hinaus, und den Schornstein voll Speck und Schinken; aber als das Wasser immer sich nicht verließ, bemerkte der Müller mit Entsetzen, daß der Schnupftabak-Vorrath sich zu Ende neige. Nur wer ein sühlendes Herz unter einer an den Genuß dieses erquicklichen Pulvers gewohnten Nase trägt, ermüßt den ganzen Anfsang der Noth des Ehepaars. Mit jeder Priße steigt die Angst, und, leider! nie wird man mehr zum Schnupfen gereizt, als wenn's an Tabak gebricht. Vergebens blickt bald der Mann, bald die Frau nach dem festen Land; da stoßet kein Nachen vom sichern Strand, der ihn bringe hinüber zum glücklichen Land, und nur in dem Winkel der Sonntagdose sind noch einige trockne Körner. Plötzlich dringt das Geschrei einer alten Gans dem bekümmerten Ehepaar in die Ohren, und wie ein Blitzstrahl durch die Nacht fährt dem halb klemmüthig gewordenen Müller ein leuchtender Gedanke durch den Sinn, und feuert ihn zu neuer Thätigkeit an. Schnell wird das Thier mit Geld und einem Zettel beladen, und hinaus getrieben in das tobende Meer. Hochgehimnte Menschen am Ufer nehmen ihm die Sendung ab, fliegen zum Krämer, und ehe fünfzehn Minuten ver-

gehen, schwimmt, hochbepackt mit ächten Holzländern, unter lautem Zurufen der am Ufer versammelten Menge, das edle Thier, wahrer Nachkommling der Netterinnen des Kapitols, der Mühle zu, mit stolzer, gerührter Miene, als müßte es, welchem hohen Zweck es sich jetzt hingebte. Die Feder ist zu schwach, um das Entzücken des gereteten Ehepaars zu schildern; ihm war aus großer Noth geholfen, und mit Gelassenheit konnte es nun den Abfluß der Gewässer abwarten.

Zwei Eheleute geriethen in Hader, und die Erbitterung wurde so heftig, daß sie übereins kamen, sich von Tisch und Bett scheiden zu lassen. Es waren drei Kinder vorhanden, die sollten unter ihnen getheilt werden. Keines der beiden Scheidungslustigen wollte dem andern das dritte überlassen; und bald wäre auf Verlosung angetragen worden, hätte nicht eine alte Lante den klugen Einfall gehabt, und den Zankenden gerathen nach Haus zu gehen und das vierte Kind abzuwarten, wo dann die Theilung in gleichen Partien keine Schwierigkeit mehr haben würde. Das leuchtete dem Ehepaar ein, sie versöhnten sich; das vierte Kind erfolgte wirklich, an eine Scheidung wird nicht mehr gedacht.

Von dem Schorffian der Indianer im Westen der nordamerikanischen Staaten, mag folgende Anekdote einen Begriff geben: Ein Indianer entdeckte bei der Zurückkunft in seine Hütte, daß ihm sein Wildpret, das er zum Trocknen aufgehängt hatte, während seiner Abwesenheit gestohlen worden war. Nachdem er sich in der Hütte scharf umgesehen hatte, machte er sich an die Verfolgung des Diebes, indem er seinen Fußstapfen nachging. Bald begegnete er einigen Personen, die er fragte, ob sie nicht einen kleinen weißen alten Mann mit einer kurzen Flinte gesehen hätten, der einen Hund mit einem Stumpfschwanz bei sich haben müsse. Man antwortete ihm: ja! und da er behauptete, dieser Mensch müsse ihm sein Wildpret gestohlen haben, so fragte man ihn, wie er denn einen Menschen, den er nicht gesehen habe, so genau beschreiben könne. Der Indianer antwortete: Ich weiß, daß der Dieb klein ist, weil er ein paar Seime zusammengetragen hat, um das Wildpret zu erreichen, das ein Mann von gewöhnlicher Größe ohne diese Hülfe hätte langen können; daß er alt ist, weil er kleine Schritte auf dem Sand machte, und daß er



ein Weißer ist, weil beim Gehen seine Füße nach außen gerichtet sind, was wir Indianer nie thun. Daß seine Finte kurz ist, habe ich an dem Eindruck gesehen, den ihr Lauf an dem Baum gemacht hat, an den sie angelehnt war; endlich daß sein Hund einen Stumpfschwanz hat, aus der Spur desselben in dem Staub, in den er sich gesetzt hatte, während sein Herr das Wildpret stahl.

### Der Brautwerber.

(Von Christian Dorn).

Ach hilf mir Gott in allen Nöthen!  
Ein Weibchen nehmen? — Ei, ei, ei!  
Die Mutter will's; die hat gut reden,  
Das ist kein Spaß, bei meiner Treu!

Zwar sie hat Recht, ich muß gestehen,  
Die Frau wird älter jeden Tag,  
Die Wirthschaft muß zu Grunde gehen,  
Sie kann nicht mehr, wenn sie auch mag.

Sie hat mir treulich Haus gehalten,  
Das sorgenvolle Mütterlein;  
Ja, ja, ich muß der guten Alten  
Ein Ruhestündchen wohl verleihn.

Auch könnt' mir's gehn wie unsrem Küster,  
Der hat gewählt und hat gegrollt.  
Bis dann den alten, garst'gen Küster  
Am Ende keine mehr gewollt.

Ich bin jezt zwei und dreißig Jahre. —  
Gerade noch die rechte Frist,  
Ein Paar so kleine, junge Waare  
Zu zieh'n, wenn's Gottes Wille ist.

Ja, ja, ich muß mich schon bequemem,  
Ich seh' es klar und deutlich ein,  
Ich muß mir schon ein Weibchen nehmen,  
Und nächstens will ich eines frei'n.

Doch aber — aber — ja bei'm Teufel,  
Wo nehm' ich denn ein Weibchen her? —  
Ich wüßte es schon, mir blieb kein Zweifel,  
Wenn dieses Aber nur nicht wär'.

Ich mag es so und so beginnen,  
Es ist halt immer einerlei;  
Ich mag mich hin und her besinnen,  
Ein Aber ist halt stets dabei.

Des Nachbars Grete könnt' ich brauchen,  
Das Mädchen ist recht nett und schön,  
Macht aber so verliebte Augen,  
Daß mir die Haar' zu Berge stehn.

Und jeden Burschen muß sie grüßen,  
So freundlich und so wunderbar,  
Daß alle Leute glauben müssen  
Ein jeder wär' ihr Brautigam.

Beim Tanze wählt sie nur den Schreiber  
Und unsern Jägerburschen, ei,  
Als ob der Jäger und der Schreiber  
Mehr als ein andrer Bursche sey.

Nein, nein, die müßt' ich nur hüten,  
Wie Better Hanns sein Weib bewacht;  
Das Tanzen müßt' ich ihr verbieten,  
Dann würd' ich üb'rall ausgelacht.

Dann gäb' es nichts als Zank und Schläge  
Vom Frühstück bis zum Abendbrod,  
Bis ich am Krankenbette läge,  
In einem Jahre wär' ich todt.

Nein, solche Wirthschaft, Gott behüte,  
Da wär' ich bald zu Grund' gericht',  
Da wär' ich bald des Lebens müde:  
Nein, nein, die Grete nehm' ich nicht.

Pauls Liese, die hat Geld die Menge,  
Und ist gewiß nicht häßlich, nein;  
Was aber nützt mich das Gepränge?  
Sie ist das einz'ge Töchterlein;

Sie ist verhättselt, ist verzoget,  
Und scheut die Arbeit gar zu sehr.  
Da wär' ich weiter nicht betrogen,  
Der wird ja jede Müh' zu schwer.

Die bleibt im Bette, pflichtvergeffen,  
Wenn hoch die Sonn' am Himmel steht,  
Und nie bekommt die Ruhe zu fressen,  
Wenn nicht die Mutter selber geht.

Sie sitzt den ganzen Tag am Mädchen,  
Sie spinnt recht schön, das ist bekannt,  
Doch thut sie's nur, das eitle Mädchen,  
Bloß wegen ihrer schönen Hand.

Soll sie nur grasen, soll sie dreschen,  
Gleich hat sie Schmerz in Arm und Bein,  
Und muß sie gar Kartoffeln wäschen,  
So soll das Wasser warm erst seyn.

Vor solcher Wirthschaft, Gott behüte,  
Da wär' ich bald zu Grund' gericht',  
Da wär' ich bald des Lebens müde;  
Nein, nein, die Liese nehm' ich nicht.

Die Kicke schlampt durch alle Gassen,  
Die Klöse kochen ganz zu Brei,  
Ihr Alles eins, sie laun's nicht lassen,  
Da ist es aus, da ist's vorbei.

Selbst in der Kirche, bei der Leiche,  
Und wo man sonst nicht plaudern soll,  
Da müßt' ich immer sagen: schweige!  
Und da — da würd' ich teufelstoll.

Nein, solche Wirthschaft, Gott behüte,  
Da wär' ich bald zu Grund gericht,  
Da wär' ich bald des Lebens müde;  
Nein, nein, die Nicke nehm' ich nicht.

Da ist nun Frixens Anne freilich  
Das Gegentheil; heut war ich dort,  
Die aber, das ist gar abscheulich,  
Die redet wieder gar kein Wort.

Da konnte mir's wahrhaftig gehen,  
Wie unfrem Peter; Welch ein Graus!  
Der blieb einmal am Thore stehen,  
Und sprach: poß Blis, ich muß nach Haus,

Mein Weib hat Wasser heimgetragen,  
Den großen schweren Zuber voll,  
Und ich vergaß es, ihr zu sagen,  
Daß sie's vom Kopfe nehmen soll.

So ging es mir, wie diesem Manne,  
Da will ich gleich des Teufels seyn;  
Denn faul und tölpisch ist die Anne,  
Und solche Dirne sollt' ich frein?

Nein, solche Wirthschaft, Gott behüte,  
Da wär' ich bald zu Grund gericht;  
Da wär' ich bald des Lebens müde;  
Nein, nein, die Anne nehm' ich nicht.

Nach Peters Hannchen würd' ich langen,  
Denn die ist fleißig, brav und gut;  
Hat aber einmal sich vergangen,  
Und das benimmt mir allen Muth.

Man würde höhnen mich und spotten,  
Da schlug' ich denn mit Fäusten drein;  
Sie würden sich zusammenrotten,  
Da gab' es wieder Schlägerel'n.

Nein, solche Wirthschaft, Gott behüte,  
Da wär' ich bald zu Grund gericht,  
Da wär' ich bald des Lebens müde;  
Nein, nein, das Hannchen nehm' ich nicht.

Man will mir Steffens Wittwe freien,  
Doch, Leutchen, seht, das mag ich nicht.  
Soll ich denn fremde Federn leihen?  
Da wär' ich wohl ein rechter Wicht.

Ich will mir selbst ein Weibchen nehmen,  
Denn das geziemt dem braven Mann.  
Ich kann, ja wohl, ich kann auch fehlen,  
Dann aber hab' doch ich's gethan.

Wo aber find' ich, die ich meine,  
Die gute auserles'ne Frau?  
Denn wißt, ich hätte gern so eine  
Sromme,  
Zeiche,  
Lunge,  
Schdne,  
Schrifliche,  
Säusliche,  
Schrbare.

Die möcht' ich mir zum Weibchen wählen,  
Wo aber nehm' ich solche her?  
Auch dürften reich und schön noch fehlen,  
Wenn's and're nur beisammen wär. —

In unserm Städtchen, ich muß sagen,  
Find' ich die Auserles'ne schwer.  
Seit unsre Mädchen Locken tragen,  
Ist gar kein Steru, der leuchtet mehr.

### Die gestickte Nadel.

In Lothringen, nicht weit von S. . ., hatte eine Näherin das Unglück, daß ihr ihre Näh-nadel, mit der sie schon Jahrelang arbeitete, zerbrach, worüber sie sich gar sehr bekümmerte. Wo finde ich, jammerte sie mit Thränen in den Augen, wieder eine so gute Nadel? Endlich fiel ihr ein daß in der Nachbarschaft ein geschickter Hufschmid wohne, der die zerbrochenen Radschneuen gar künstlich wieder ganz zu machen verstand: Ei, dachte sie, der könnte mir ja meine Nadel wohl auch wieder ganz machen: wer das größere kann, der kann um so mehr das kleinere vollbringen. Gar so viel kann doch diese Ausbesserung nicht kosten. Halb geiröflet, eilt sie in's nachbarliche Dorf, wo der berühmte Schmid wohnt, legt ihm ihr Anliegen vor, und händigt ihm die Stücke der gebrochenen Nadel ein. Du liebe Einfalt! dachte der Schmid und lachte in den Bart. Er hatte, als er noch Geselle zu Strazburg war, der Nähermädchen viele kennen gelernt auf dem grünen Berg und andern Tanzplätzen: das waren aber gar verschmizte Dinger, eine solche war ihm noch nie vorgekommen. Er tröstete sie bestreus, und verprach ihr, in acht Tagen wollte er ihr die Nadel wieder herstellen, daß man ih's gar nicht ansehen sollte. Mittlerweile kaufte der Schmid für einen Sou fünf Nadeln, gerade von der Größe der zerbrochenen, behielt deren vier für sich, die fünfte hob er für die Näherin auf. Schon am sechsten Tage

kam diese, nach ihrer Nadel zu fragen, ob sie noch nicht fertig sey. Da ist sie, antwortete der Schmid; sie wird damit zufrieden seyn; ich habe mir aber auch Mühe gegeben, um sie so in Stand zu bringen. — „Das ist wahr, erwiderte das Mädchen, man sieht gar nicht mehr

wo sie gebrochen war; er ist ein geschickter Mann, das muß man ihm nachsagen.“ Mit Freuden zahlte sie den Lohnerlohn mit 6 Sous, und eilte mit frohem Muthe nach Hause an ihre Arbeit.

## Wiederholung

aus den frühern Jahrgängen des Straßburger hinkenden Boten.

### Der Agana.

(Jahrgang 1808.)

So nennet man einen sehr schönen Vogel, der in dem heißen Himmelsstrich von Amerika zu Hause ist, sich in großen Wäldern gemeinlich in zahlreichen Völkerschaften, wie die Rebhühner, auf Bergen und Anhöhen aufhält. Er läuft sehr schnell, aber sein Flug ist schwerfällig; denn er hebt sich nur einige Fuß von der Erde, um sich sogleich wieder auf niedrige Bäume niederzusehen. Der ganze Agana ist 22 Zoll, und sein Schnabel, welcher dem des Hühnergeschlechts gleicht, 22 Linien lang; sein Schwanz meist nicht mehr als 3 Zoll 1 Linie, und reicht nicht über die Flügel hinaus, wenn sie der Vogel unausgebreitet auf dem Rücken liegen hat. Seine 5 Zoll hohen Beine sind schuppicht; der Kopf und Oberheil des Halses sind vorne und hinten dicht mit kurzen weichen Pfauensfedern bedeckt; an der Brust aber und dem angränzenden Unterteile des Halses hat er ein 4 Zoll breites Schild der schönsten glänzenden Federn, die in das Grüne, Goldgrüne, Blaue und Violette schattirt sind. Der Ober- und Unterheil des Leibes, Flügel und Schwanz sind schwarz, außer daß die Rückenfeder nach dem Wauche zu ins Feuerrothe, und die Schwanzfedern der Flügel ins helle Aeschgraue fallen; seine Füße sind grünlich. Welchen prächtigen Anblick gewährt diese Farbmischung!

Seine Nahrung besteht aus wilden Früchten; wenn er aber zahm gemacht ist, nährt er sich von Körnern, besonders türkischen Korn; frist aber auch Fleisch, Brod und Fische.

Das merkwürdigste an ihm ist seine außerordentliche Neigung zu den Menschen, worin er alle Vögel übertrifft. Die Dankbarkeit, Liebe und Treue des Agana gegen seinen Herrn, der ihn erzogen hat, würde manchen undankbaren Menschen beschämen. Er ist sehr leicht zahm zu

machen, dann läuft er ganz frei herum, eilt seinem Herrn entgegen, hüpf um ihn herum, macht ihm tausend Schmeicheleien, und gibt seine Freude besonders durch gewisse innere Töne, die er in seinem Körper hervorbringen kann, zu erkennen. Kann aber der Agana eine Person nicht leiden, so hackt er sie in die Beine, und verjagt und entfemt sie, so weit er kann. An dieser Abneigung dürfen nicht immer Neckereien oder eine Beleidigung Schuld seyn; eine bloß unangenehme Gestalt, oder übler Geruch gewisser Personen, sind im Stande die em Vogel den größten Widerwillen einzusößen; übrigens geht er gerne zu allen Menschen, und gehorcht der Stimme seines Herrn. Das Streichen und Kraken liebt er sehr, reicht in dieser Rücksicht beständig Kopf und Hals dar, und verlangt wohl auch diese Gefälligkeit zuweilen mit Ungestüm. Er weiß die Stunde, wenn es zu Tische geht, und stellt sich ungerufen ein. Woher aber ist sein Hauptgeschäf, alle Hunde und Katzen aus dem Zimmer zu jagen. In diesem Kriege weiß er sich sehr geschickt und herzhast zu benehmen, daß er, wenn sein Feind auf ihn losfährt, sich in die Höhe hebt, und dann, um ihn zu verwunden, sich auf ihn herabstürzt: der Sieg ist richtig allemal auf seiner Seite. Da er sich der Hoshühner sehr treu annimmt, und sie gegen Raubvögel und andere Thiere sehr herzhast beschützt, so will man behaupten, daß sie bei den Schaafheerden sehr wohl zu gebrauchen seyn würden. In den Straßen von Cajene laufen beständig viele Aganas frei herum; sie gehen auch zur Stadt hinaus, und stellen sich zur bestimmten Stunde bei ihren Herren wieder ein. Sie haben die Gewohnheit, sich unter fremden Personen, die sie noch nie gesehen haben, eine auszuwählen, der sie beständig in und außer der Stadt nachgehen, und sie nie verlassen. Diese Person mag dann ihre Wege verändern, wie sie will, sich verstecken